Sein Abenteuer.

Skizze von Adelheid Becher.

Herr von Brendel hatte das rechte und echte Abenteuer, um deswillen er eigentlich die Reise nach Paris seiner sparsamen Mutter abgeschmeichelt hatte, noch immer nicht gefunden. Desto energischer klomm er nun die Leiter zur Spitze des Eiffelturmes hinauf; denn schon ziemlich von unten hatte er oben auf der Plattform des Turmes ein Paar sehr kleine Füßchen unter einem schwarzen Kleidsaum hervorlugen sehen, und je höher er kam, um so höher wuchs auch die schwarze Gestalt oben empor, bis er eine mittelgroße, sehr schlanke, elegant gekleidete Dame an dem durchbrochenen Gitter lehnen sah, das den Aussichtsplatz umgibt. Die Dame drehte sich nicht nach ihm um, und so konnte er ihre Gestalt mit seinen blauen Augen umschließen, während er, ein paar Schritte von ihr entfernt, die Stadt zu bewundern schien, die unter ihm im bläulichen Licht des Märztages schimmerte und strahlte.

Eine leichte Figur, sezessionistisch schlank in den Linien von Schultern, Taille und Hüften; raffiniert schick und doch mit einfacher Vornehmheit gekleidet; unter einem großen, weichen, an den Seiten herabfallenden Hut volles blauschwarzes Haar in langem, welligem Scheitel um ein elfenbeinfarbenes, sehr feines, etwas spitzes Profil; übergroße schwarze Augen, die weit geöffnet vor sich hinstarrten; volle, rote Lippen, die wie Mohnblumen aus dem weißen Gesicht hervorblühten, aber wie das Gesicht zusehends farbloser wurden. Jetzt, wie die Turmspitze in dem Windstoß, der darüber strich, leise wankte, schien die leichte Gestalt mitzuwanken, und nun — Brendel sprang hinzu und fing sie auf — die schwarze Sezessionsdame war ohnmächtig geworden.

Ein paar Atemzüge lang lag sie völlig reglos an seiner Brust, und er blickte ein wenig erregt, aber wohlig auf ihre festgeschlossenen, breiten Augenlider, deren lange Wimpern wie schwarze Schleierbänder auf den weißen Wangen lagen.

Als ob sein rascherer Herzschlag sie erweckt hätte, schlug sie nun die schönen Lider auf; sie blieb noch einen Atemzug lang in seinen Armen liegen und sah ihn groß und verständnislos an; dann kam ihr allmählich ein Erkennen der Situation, und sie strebte erschrocken von ihm fort. Er richtete sie sorglich vollends auf und fragte sie in etwas mühsamem Französisch nach ihrem Befinden. Sie stand nun, zwei Schritte von ihm, so daß er mit seinem breiten Rücken das Gitter vor ihr verdeckte, in eigentümlich graziöser, einschmeichelnd weiblicher und doch unnahbar kühler Haltung da und erzählte ihm mit elegantem pariserischen Akzent, sie habe der Versuchung nicht widerstehen können, noch diese letzte Spitze des Turmes zu erklettern, sei aber sofort für ihren Vorwitz bestraft worden; denn als sie von ihrem luftigen Standpunkt aus senkrecht in die Tiefe geblickt habe, da sei ihr unaussprechlich elend geworden. Sie wäre ohne sein Dazwischentreten gewiß zu Boden gestürzt und sei ihm großen Dank schuldig. Das alles sagte sie mit einer etwas harten Stimme in den liebenswürdigsten Worten, aber so unpersönlich, daß es seine Eitelkeit reizte. Seine Neugier regte sich stark.

Wer war diese schwarze Dame? Aristokratin? Nabobstochter? Künstlerin? Warum war sie ganz allein hier auf die Eiffelturmspitze geklettert? Jedenfalls war Herr von Brendel es schon seiner Nationalität schuldig, der Französin zu zeigen, wie ein deutscher Kavalier ein so scharmantes kleines Abenteuer zu bestehen wußte. Wenn nur die verflixte Fremdsprache nicht seinen zierlichsten Phrasen Fußangeln in den Weg geworfen hätte, darin sie sich rettungslos verfingen und abzappelten!

Die Schöne kam ihm dabei keineswegs zu Hilfe, sondern sah vielmehr mit einem ein wenig maliziösen Lächeln seinen Anstrengungen zu. Aber in ihren schwarzen Augen glimmte doch ein Flämmchen, das ihm einige Hoffnung ließ.

Er machte ihr nun den Vorschlag, die unbehagliche Turmspitze zu verlassen und sich im Eiffelrestaurant vollends zu erholen. Sie willigte ein, lehnte aber sein Anerbieten, daß er als erster die Leiter besteigen und, rückwärts kletternd, sich zu ihrem Schutz bereithalten werde, rundweg ab. Sie sei jetzt durchaus wieder Herrin ihrer Besinnung und ihrer Glieder und könne sich selbst helfen. Sie bestieg denn auch, ihrerseits rückwärts kletternd, zuerst die Leiter, während er, das Gesicht ihr zugewandt, sich dicht hinter ihr hielt, immer bereit, bei der geringsten Gefahr nach ihr zu greifen.

Sie saßen dann an dem großen Aussichtsfenster des Restaurants; sie aß nicht, trank aber ein halbes Glas Wein in einem Zug hinunter. Darauf röteten sich ihre Wangen und Lippen, und in ihren Augen glimmte ein heimliches Feuer auf. Sie kamen in ein Geplänkel, in dem sie mit ihrem Witz, der behend war wie ihre Figur und ihr elegantes Französisch, ihm in Worten weit überlegen war; aber er half sich mit Blicken und war schlau genug, den Mangel seiner Sprachkenntnis zum Deckschild für die Kühnheiten seiner Galanterie zu machen.

Nach einer knappen halben Stunde erhob sie sich. Sie reise morgen mittag nach Berlin und habe noch vielerlei Besorgungen zu machen.

Er horchte hoch auf, als sie von ihrer Reise sprach, und machte nach dem ersten von ihr abgeschlagenen Versuch, seine Begleitung anzubieten, keinen weiteren mehr.

Aber am nächsten Mittag, als sie am Gare du Nord aus ihrer Droschke stieg, stand er vor ihr und fragte, ob er ihr die Fahrkarte besorgen dürfe.

Sie war ein wenig errötet, und ihre Augen blitzten auf, aber sie neigte ruhig den Kopf.

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr".

„Wollen Sie in die Halle treten? Ich bin im Augenblick zurück".

Das war er wirklich, mit einer so überraschenden Schnelligkeit, daß sie hätte argwöhnen können, er habe die Karte schon bereit gehalten. Sie sagte aber nichts, sondern schritt voran, den Träger mit dem Handgepäck hinter sich, dem sich ein zweiter zugesellte, der ebenfalls einen Koffer trug. Der Zug war schon in die Halle eingefahren. Herr von Brendel öffnete ihr ein Abteil erster Klasse, stieg nach ihr ein, ließ die Taschen und Koffer unterbringen und bezahlte die Träger. Sie erstattete ihm seine Auslagen, dankte und reichte ihm mit einem so warmen Blick, wie er ihn von ihr noch nicht zu kosten bekommen, die Hand zum Abschied.

Er küßte die Hand, setzte sich aber auf den Sitz ihr gegenüber.

„Wenn Sie mir gestatten, das Kompartiment mit Ihnen zu teilen — ich reise ebenfalls nach Berlin".

Sie zuckte ein wenig. „Aber mein Herr!" rief sie. Sie rief es in ihrer Ueberraschung deutsch.

„O, Sie sind eine Deutsche, und ich brauche mich nicht mehr mit meinem Französisch abzuquälen!"

Sie mußte lachen. Das nahm er schlauerweise als Gewährung seiner Bitte. Uebrigens setzte sich der Zug auch schon in Bewegung.

Sie schlug nun ihren Schleier zurück und zog, um ihn zu ordnen, für einen Augenblick die Handschuhe ab. Er sah mit einem schnellen, verstohlenen Blick auf ihre schlanken Händchen. Es steckte kein Ehering daran.

Nun holte er seine Karte heraus und überreichte sie ihr mit einem höflichen Wort. Sie las, neigte ein wenig den Kopf, hob ihn dann und sah ihm mit einem festen Blick in die Augen.

„Ich heiße Claire Dellerue", sagte sie in einem Ton, als wollte sie ihn nicht im Zweifel lassen — er wußte nicht recht worüber.

Er verneigte sich. „Also doch Französisch?" tastete er.

„Wenn Sie wollen — aus der französischen Kolonie. Mein Urgroßvater, der Marquis de la Barrue, war einer jener Emigranten, die nach dem Verlust aller ihrer Güter sich in Deutschland als Sprachlehrer durchschlagen mußten. Mein Großvater legte schon den Adel ab und heiratete eine Deutsche —

„Aber wollen Sie vielleicht das Fenster halb heraufziehen? Der Tag ist doch noch recht frisch".

Er sprang auf und tat nach ihrem Befehl — sie hatte bei aller Liebenswürdigkeit etwas Gebietendes in ihrer Art. Als er wieder auf seinen Sitz zurückkehrte, kam sie nicht mehr auf das Thema ihres letzten Gesprächs zurück. Sie war aber aufgeschlossener, plauderte und lachte mit ihrem Tischherrn bei einem guten Diner. Näher kam er ihr vorderhand nicht; aber er verliebte sich mit jeder Minute mehr in sie. Allmählich ließ sie ihren Blick öfter von dem seinen finden, und ihr Lächeln wurde wärmer. Sie blieben immer zu zweien. Brendel wußte wohl warum. Als die Lampen angezündet wurden und sie den Vorhang vor das Fenster an ihrer Seite zog, faßte er unter dem Vorwand, ihr zu helfen, ihre Hand. Sie ließ sie ihm ein Weilchen und sah ihn fest und forschend an.

Er gab ihre Hand frei und seufzte schwer. Sie blickte etwas erstaunt. Da seufzte er noch tiefer und sagte: „Ich glaube, Sie sind eine heimliche Prinzessin".

Sie lachte hell auf.

„Dann sind Sie ein Künstlerin".

„Warum?"

„Weil Sie schön, jung, vornehm und ans Gebieten gewöhnt sind — und allein reisen".

Sie errötete; eine Falte zog sich zwischen ihre Augenbrauen. Dann sah sie ihm in die Augen, und als sie darin eitel Ergebenheit und Bewunderung las, sagte sie: „Ich bin Schneiderin".

„Was?!" Er schnellte von seinem Sitz empor, setzte sich aber gleich wieder und lachte.

„Wie Sie mich mystifiziert haben".

Sie schüttelte den Kopf. „Keineswegs. Ich habe in der Nähe der Linden ein Atelier für künstlerische und moderne Frauengewandung. Die künstlerische erfinde ich selbst, denn ich war früher Malerin, die moderne studiere ich jedes Jahr zweimal in Paris und bringe mir die Modelle im Kopf und auf dem Papier mit. Mein Geschäft prosperiert sehr gut".

Sie sah ihm mit blitzenden Augen und dem Ausdruck freien, starken Selbstgefühls in die Augen.

Er aber konnte die Enttäuschung, die seine Eitelkeit verletzte, nicht so rasch verwinden. Er versuchte wohl ein paar gewundene Phrasen über die Gleichgültigkeit ihrer Natur, die sich über alle Vorurteile hinwegsetze. Sie aber sah ihm immerfort in die Augen. Da wurde er verwirrt und begann zu stottern.

Sie zuckte die Achseln, ließ den Schleier über ihr Gesicht fallen, zog den Vorhang vom Fenster fort und blickte hinaus. Die Lichter einer großen Stadt waren am Horizont erschienen.

„Wo sind wir?" fragte sie kurz und scharf.

Er sah nun auch hinaus.

„Irgendwo in Belgien — ich weiß nicht recht wo — Stunden und Orte sind an mir vorbeigeflogen, ohne daß ich mir ihrer bewußt worden bin —"

Er hatte nun glücklich einen schmachtenden Ton gefunden. Undeutlich schoß ihm durch den Kopf, daß er sich sein reizendes Abenteuer durch eine Dummheit zu verderben im Begriff sei, während er es im Gegenteil viel unbedenklicher hätte ausnutzen können, seit er wußte, daß er ihr nie in seinen eigenen Kreisen begegnen werde.

Er ergänzte seine Phrase durch einen zärtlichen Blick.

Aber sie schien ihn nicht zu bemerken.

„Haben Sie ein Kursbuch?" fragte sie kurz.

Er nahm es aus seiner Reisetasche. Sie zog ihre Uhr.

„Es ist sechsdreiviertel", sagte sie, „bitte sehen Sie nach, wo sich der Zug um diese Zeit befindet".

Er gehorchte und fand nach einigem Suchen.

„Lüttich liegt vor uns", antwortete er.

„So bitte, reichen Sie mir mein Gepäck herunter. Ich werde hier aussteigen".

„Gnädiges Fräulein!" rief er erschrocken und flüsterte dann dringlich, mit zärtlichem Flehen: „Warum gehen Sie von mir? Habe ich Sie beleidigt? — Aber um Gottes willen —" Sie war aufgestanden und hatte die Hände nach dem Gepäck erhoben — „ich werde natürlich, wenn Sie es durchaus wollen —"

Er griff nach ihrem Köfferchen, traf dabei ihre Hände, ergriff sie und preßte sie, wie von einem übermächtigen Impuls übermannt, beide an seine Lippen.

Der Zug fuhr langsamer.

Sie entzog ihm ruhig die Hände.

„O Herr von Brendel", sagte sie und lächelte spöttisch, „sie könnten ja zerstochen sein".

„Aber mein gnädigstes —"

Der Zug hielt.

„Wollen Sie die Tür öffnen, mein Herr?"

Er riß mit ein paar Griffen auch sein Gepäck herab.

Sie hatte nun selbst die Tür geöffnet. Sie drehte sich nach ihm um. Ihre schwarzen Augen sprühten.

„Unterstehen Sie sich nicht, mir zu folgen!" sagte sie ganz leise durch die Zähne hindurch.

Ein Gepäckträger trat zum Wagen. Sie reichte ihm selbst den Koffer hinunter. Dann wandte sie, schon auf dem Trittbrett, noch einmal den Kopf zu Brendel um, der verstört dastand, ohne zu wissen, was er tun sollte.

„Ich habe mich sehr amüsiert", sagte sie — „besonders zuletzt. Merci, monsieur."

„Besonders zuletzt". Das war ein ganz infames Wort, das ihm nicht aus den Ohren kam. Ueber seine Dummheit hatte sie sich also amüsiert! Je länger er wieder auf seinem Gut bei Stettin saß, desto verdrießlicher wurde er.

Die schwarzen Augen, die zuletzt so verächtlich geblickt hatten, brannten in seiner Seele, bis es ihm zur fixen Idee wurde, er müsse sie zwingen, an den seinen aufzulodern und hinzuschmelzen. Aber Mama, von der er leider ganz abhing, setzte seinen Versuchen, rasch nach Berlin zu kommen, ein energisches Veto entgegen.

Da legte sich der Himmel selbst für ihn ins Mittel. Ein alter Onkel, General a. D. in Berlin, starb, und er mußte zu seinem Begräbnis fahren. Aber noch in letzter Stunde betam sein Glück einen Knacks. Mama erklärte, daß sie ihn begleiten werde, da der Vetter ihr ja doch näher verwandt gewesen sei als ihm. Sie könnten dann nach vollzogener Trauerpflicht gleich mit dem Abendzug zurückfahren und so Pietät und Sparsamkeit aufs beste vereinen.

Als sie vom Stettiner Bahnhof in ihrem Taxameter durch die Friedrichstraße nach dem Hotel fuhren, fiel Brendels Blick, der schon während der ganzen Zeit suchend umhergeschweift war, an der Ecke der Linden auf ein schön dekoriertes Schaufenster, in dem elegante Modeartikel standen und lagen. Und darüber stand mit großen Buchstaben: „Claire Dellerue".

Brendel machte einen Satz auf seinem Sitz.

„Halt! Halt!" rief er dem Kutscher zu. Und zu seiner Mutter gewendet: „Fahr nur immer weiter nach dem Hotel, liebe Mama; mir fällt eben ein, daß ich noch keinen Flor um den Hut habe, und ich will ihn mir gleich in diesem Laden umlegen lassen. Ich komme sofort nach".

Und ehe die erstaunte Dame Einspruch erheben konnte, war er schon abgesprungen. Er sah noch Mama mit beiden Armen ihm nachtelegraphieren, aber der Wagen fuhr weiter. Er atmete hoch auf und öffnete die Tür des Modegeschäfts. Es war — so früh am Tag — ganz leer. Aus einem anstoßenden Raum, der durch einen pfaublauen Vorhang vom Laden getrennt war, kam ein junges Mädchen, das nach seiner Aehnlichkeit mit Claire deren jüngere Schwester sein mußte, und sah ihn fragend an.

Ihm wurde jetzt doch etwas schwül zumute, aber er nahm sich zusammen und fragte, ob er Fräulein Claire Dellerue sprechen könne.

Die junge Dame antwortete, sie wolle nachsehen, und verschwand wieder hinter dem Vorhang. Es dauerte ein paar bängliche Minuten, dann trat Claire ein.

Sie war blaß, und das schrieb er sich zu seinen Gunsten; er ignorierte ihre zusammengezogenen Brauen und ihren abweisenden Blick und trat mit ausgestreckten Händen auf sie zu. „Mein gnädiges Fräulein!" rief er feurig. „Endlich habe ich Sie gefunden!"

Sie trat zurück, sah rasch nach dem Vorhang, der sich ein wenig bewegte, und sagte kühl: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

Sie will sich zwingen lassen, dachte er, flüsterte: „Claire! Claire!" und faßte mit einer ungestümen Bewegung nach ihrer Hand.

„Mein Herr!" rief Claire und wich zurück.

„Angebetete, grausame Claire!" flüsterte er, „es hat mich von meinem Gut hergetrieben, diese wunderbaren schwarzen Augen —"

Da verdunkelte sich der Raum, und Frau von Brendel stand in all ihrer stattlichen Korpulenz in der Ladentür, eine Reisetasche in der Hand.

„Guten Tag!" sagte sie und nickte Claire herablassend zu. „Du, Willy, komm mal ein bißchen her!"

Und sie winkte ihm energisch nach der Tür hin.

Er wurde hochrot, aber er mußte folgen. Er glaubte ein leises Kichern von der Seite des Vorhangs her zu hören, aber als er sich nach Claire umwandte, stand sie ruhig auf ihrem Platz und hob nur ein wenig die Mundwinkel.

„Was willst du denn? Warum kommst du mir nach, Mama?" flüsterte er unwirsch.

„Du", sagte Frau von Brendel mit ihrem Flüstern, das man stets in den entferntesten Ecken verstand, „laß dich nicht übers Ohr hauen! Sie sind gepfeffert hier Unter den Linden".

„Aber Mama!" stöhnte er.

„Ja, ja, du bist leichtsinnig, Willy. — Und hör mal: mir ist eingefallen, wir können die Tasche gleich hier im Geschäft lassen; dann brauchen wir kein Zimmer im Hotel zu nehmen, sondern fahren gleich vom Begräbnis hierher zurück und machen unsere Besorgungen".

„Mama!" flüsterte er angstvoll zurück, „ich bitte dich um Himmels willen —"

„Nanu", sagte sie, „das müssen die Leute doch tun. Wir kaufen ihnen ja was ab".

„Es gibt hier gar keinen Trauerflor —"

„So? Na schadt nich, denn machen wir's anders. Hören Sie mal, Fräulein, wir können doch diese Tasche hier lassen, bis wir zurückkommen, nicht?"

Claire verbeugte sich ein wenig von ihrem Platz aus.

„Gewiß, gnädige Frau".

„Na, siehst du, Willy", sagte die Mama.

Und da Claire nicht zu ihr kam, ging sie zu Claire, während Herr von Brendel voll Scham und Wut an der Tür stehen blieb und scheu zu ihr hinsah.

Der Vorhang bewegte sich stärker, als ob jemand den Kopf in seine Falten hineinwickelte; ein ersticktes Kichern klang daraus hervor.

Frau von Brendel hatte aus der großen Tasche eine kleine genommen und aus dieser ein Portemonnaie, in dem sie herumsuchte. Dann steckte sie das Portemannaie in ihr Kleid, die kleine Tasche in die große, schloß die letztere zu, nahm das Portemonnaie noch einmal heraus und legte den Schlüssel hinein. Dann reichte sie die große Tasche Claire, die sie ihr annahm.

„So, das ist nett von Ihnen, Fräulein", sagte sie gnädig. „Hier — machen Sie sich ein kleines Vergnügen —"

Und Claire fühlte etwas Hartes in ihrer Hand.

Als sie es besah, war es ein Markstück.

Sie hielt es in der geöffneten Hand und sah es verwundert an. Da wurde der Vorhang hastig losgelassen, in der Ritze erschien ein schwarzes Köpfchen, das sich hinüberbog in einen schallenden Gelächter.

Und nun lachte auch Claire — befreit — belustigt — hinreißend ausgelassen. Ihre schwarzen Augen blitzten, ihre weißen Zähne schimmerten zwischen den purpurroten Lippen — sie lachte die ganze Tonleiter herauf und herunter.

Herr von Brendel machte eine verzweifelte Bewegung auf sie zu.

„O lassen Sie nur, Herr von Brendel", stieß sie zwischen den klingenden Lauten hervor, „die Nationität liegt in der Familie".

Und ausgetrieben von diesem unbarmherzigen Lachen taste Herr von Brendel hinter sich nach der Tür und fand sich auf der Straße.

Menschenfreunde.

Viele Tiere haben natürliche Anhänglichkeit für den Menschen.

Bekanntlich erklärt man sich das Rätsel unserer Haustiere mit der Annahme, der Mensch habe sie durch lang fortgesetzte Zähmung und entsprechende Auswahl der Rassen endlich seinem Willen und seinen Bedürfnissen ganz und gar dienstbar gemacht. Gegen diese Annahme läßt sich jedoch manches einwenden. So ist es doch recht seltsam, daß von den wilden Stammrassen unserer Haustiere fast nichts mehr zu finden ist, daß verwilderte Exemplare, wie z. B. die in der amerikanischen Savanna seit den ersten Ansiedlungen der Europäer verwilderten Pferde und Rinder gerade von ihren wesentlichen Eigenschaften nicht viel eingebüßt haben und daß zu den allbekannten Haustieren im Laufe der Jahrtausende kein neues getreten, obwohl der Mensch auch auf dem Gebiete der Tierzähmung und -Züchtung große Fortschritte gemacht hat und jetzt die wunderlichsten Kunststücke auf diesem Gebiete geleistet werden. Da ist wohl der Gedanke nicht ganz unberechtigt, ob nicht unsere Haustiere doch schon vor den Tagen der „Zähmung" von Natur aus eine gewisse Neigung zum Menschen hatten, ob er nicht schon damals jene Anziehungskraft auf sie ausübte, die es ihm ermöglichte, sie dann in jener Weise zu beherrschen, in der es noch heutzutage geschieht. Weit seltsamer noch als diese menschliche Anziehungskraft bei Tierarten, deren Willen verhältnismäßig leicht unterjocht wird, ist sie anderen Tierarten gegenüber, die der Mensch nicht zähmte, die er oft verfolgt, um sich ihrer zu entledigen und die doch nicht von ihm lassen können. Nur drei auffällige Beispiele seien hier hervorgehoben: die Hausschwalbe, der Haussperling und die Stubenfliege. Unter ihnen ist — von unserem Standpunkte aus — die Stubenfliege das allermerkwürdigste Geschöpf. Man wendet alle möglichen Mittel an, um sie zu vertreiben, aber vergebens: sie sucht immer wieder den Menschen auf. Die Leckereien, die sie liebt, finde sie in der Fliegenzeit, im Sommer, viel reichlicher im Freien, als in der Stube, aber sie zieht die letztere vor. Der mit köstlichen Früchten behangene Obstbaum lockt sie nicht so sehr, wie das Stübchen der Armut, in dem vielleicht kaum eine Brotkrume zu finden ist. Und während die Schwalbe und der (übrigens kaum weniger als die Fliege verfolgte) Sperling nur so lange treu zum Menschen halten, so lange dieser seine heimatlichen Städte und Dörfer bewohnt, folgt ihm die Stubenfliege auch über Land und Meer. Auf diese Weise ist die ursprünglich nur in Europa heimische Art endlich über alle Weltteile verbreitet worden. Man würde auf einer einsamen Insel, die nur von Wilden bewohnt ist, aus der Auffindung einer Stubenfliege mit aller Bestimmtheit schließen können, daß irgend einmal ein fremdes Schiff nach der Insel gekommen sein müsse. Mit dem Europäer wanderte die Stubenfliege ursprünglich weiter, aber sie akklimatisierte sich leicht in jeder Zone und ist jetzt überall zu Hause — aber nur dort, wo sich Menschen aufhalten. Ein paar hundert Schritte weit von menschlichen Wohnungen findet man auch keine Stubenfliegen mehr, selbst wenn die betreffende Gegend vom Standpunkt der Ernährung, bez. des Naschens aus, ein Dorado für Fliegen sein sollte. Unter diesen Umständen bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als die Annahme, daß der Mensch auf die Stubenfliege (wie auf eine ganze Anzahl von Tiergattungen) einen besonderen Zauber ausübt, der sich vielleicht durch dieselben Hypothesen erklären läßt, durch die man Sympathie und Antipathie zwischen einzelnen Menschen zu erklären vermag.

— Deutlich. Hotelwirt (zum abreisenden Gast): „Ich darf doch hoffen, daß Sie mein Haus weiter empfehlen werden?"

„Bei Gelegenheit gern; aber zur Zeit habe ich nicht einen einzigen Todfeind."

— Stark im Dampf. Studiosus Süffel (zu einem Passanten): „Sagen Sie mal, Verehrtester, sind Sie in der Gegend bekannt?"

„So leidlich."

„Na — vielleicht können Sie mir dann sagen, wo hier der Bürgersteig ist!"

— Ein Waisenknabe. „Ach — bitte, liebe Dame, schenken Sie mir doch was! Ich bin ein armer Waisenknabe. Wenn ich nicht nach Hause mitbringe, schlägt mir Vater und Mutter halb tot."

Die unmöglichen 5 Mark 16.

Von Gustav Hochstetter.

1. Kapitel.

(Brief des Kaufmanns Müller aus A. an die herzogliche Steuerbehörde in B.)

„Durch ein Versehen meines Buchhalters ist der Betrag von 5 Mark 16, den ich bereits am ersten vorigen Monats der herzoglichen Steuerbehörde eingesandt habe, gestern noch einmal abgegangen. Der ergebenst Unterzeichnete bittet höflichst um Rücksendung des irrtümlich ..."

2. Kapitel.

(Schreiben des Bureauvorstandes Tüftling an den Kaufmann Müller.)

„... gar nicht nötig gewesen; denn dasselbe wurde sofort von uns bemerkt und wurde gleichzeitig diesseits die Verfügung getroffen, den Betrag von 5 Mark 16, abzüglich des Portobetrages, an Ew. Wohlgeboren per Postanweisung zurückzusenden..."

3. Kapitel.

(Rückseite eines Postanweisungsabschnitts.)

Handschrift des Diätars Schulze: „Anbei laut Schreiben vom heutigen Tage der Betrag von 5 Mark 16, abzüglich zwanzig Pfennig Porto, gleich 4 Mark 96."

Dicker roter Strich.

Handschrift des Bureauvorstandes Tüftling: „Unsinn! Nicht absenden! Zurück an Diätar Schulze! 4 Mark 96 kosten nicht 20 Pfennig Porto, sondern nur 10 Pfennig!"

4. Kapitel.

(Rückseite eines andern Postanweisungsabschnitts.)

Handschrift Schulze: „Anbei laut Schreiben vom gestrigen Tage der Betrag von 5 Mark 16, abzüglich 10 Pfennig Porto, gleich 5 Mark 06."

Dicker roter Strich.

Handschrift Tüftling: „Blech! Nicht absenden! Zurück an Diätar Schulze! 5 Mark 06 kosten nicht 10 Pfennig Porto, sondern 20 Pfennig! Solch ein Stumpfsinn ist mir noch nicht vorgekommen!"

5. Kapitel.

Eigentlich nur eine mehrfache Wiederholung des dritten und vierten Kapitels. Duell zwischen Schulze und Tüftling mit sechsmaligem Postanweisungs - Wechsel auf fünfzig Schritte Distanz. (Entfernung zwischen Vorstandszimmer und Schreibstube.) Die letzte Postanweisung trägt unter dem Rotstiftstrich die Notiz: „Diätar Schulze täte wohl daran, sich in eine Kaltwasserheilanstalt zu begeben!"

6. Kapitel.

(Brief des Kaufmanns Müller an die Steuerbehörde.)

„... wiederholt ebenso höflich als energisch darum ersuchen, daß nunmehr endlich..."

7. Kapitel.

(Schreiben des Bureauvorstandes an den Kaufmann Müller.)

„... diesen Ton aber doch ganz energisch verbitten, um so mehr, als diesseits bereits bei Eintreffen Ihres ersten Schreibens die nötigen Verfügungen längst getroffen waren. Die Verantwortung fällt auf einen Diätar zurück, welchem heute in Erinnerung gebracht wurde, ..."

8. Kapitel.

Diätar Schulze versucht den ominösen Betrag in Briefmarken durch einen rekommandierten Brief wegzuschicken. Dieser Versuch mißlingt aber völlig. Notiz des Herrn Vorstandes: „... Ein Betrag, welcher für Postanweisung avisiert ist, kann nicht per Einschreibebrief gesandt werden! Diätar Schulze scheint von einem ordnungsgemäßen Bureaubetrieb keine Ahnung zu haben!"

Der Diätar kommt auf den einfachen Ausweg, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen.

9. Kapitel.

(Leitartikel eines Sensationsblattes.)

„... im Interesse unserer Mitbürger eines Falles annehmen, der geeignet ist, in den weitesten Kreisen der Bevölkerung berechtigtes Aufsehen zu erregen. Der Kaufmann Müller aus A. hatte einen Betrag aus Versehen doppelt an die herzogliche Steuerbehörde gesandt. Man sollte meinen, daß dieses zu Unrecht erhaltene Geld von der Steuerbehörde dem Einsender unverzüglich zurückgegeben worden sei. Aber weit gefehlt! Trotz unzähliger Reklamationen enthält man dem Aermsten sein Eigentum dauernd vor! Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Wo bleibt der Herr Finanzminister? Wo bleibt der Staatsanwalt? Und wo endlich, so fragen wir, bleibt der Herr Herzog, der doch sonst in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes ein erlösendes Wort zu sprechen weiß?..."

10. Kapitel.

(Diverse Ausschnitte aus dem „Amtsverkündiger.")

Leitartikel: „... die Mitteilung des betreffenden Blattes war jedoch nicht ganz zutreffend! Herrn Müller wurde sein „Eigentum" durchaus nicht „dauernd vorenthalten". Bereits gestern erschien Herr Müller — wie wir hören, auf höhere Anregung hin — persönlich an der Hauptsteuerkasse und erhielt dort den Betrag zurück..."

Aus dem lokalen Teil: „...allgemeines Bedauern, daß Herr Bureauvorstand Tüftling amtsmüde ist und in den wohlverdienten Ruhestand tritt. Wir verlieren in ihm..."

Rubrik Unglücksfälle: „Schon wieder ein Selbstmordversuch! Der stellungslose Schreiber Schulze stürzte sich heute nachmittag von der Brücke aus in den Fluß, da wo er am tiefsten ist. Trotz heftiger Gegenwehr gelang es, ihn dem feuchten Element zu entreißen und vorläufig im Fridolinhospital unterzubringen."

Rubrik Letzte Telegramme: „Aus der Residenz wird uns von unserem O.-B.-Berichterstatter gedrahtet, daß der Herr Finanzminister soeben aus Gesundheitsrücksichten sein Entlassungsgesuch eingereicht hat. Sein Nachfolger dürfte vermutlich..."

Schlußkapitel.

So hat eine Postanweisung von 5 Mark 16 einen Diätar, einen Bureauvorstand und einen Finanzminister unglücklich gemacht.

Die Statistiker im Reichspostamt werden, wenn sie diese Geschichte vernehmen, darüber nachdenken, wie dieses Unheil hätte vermieden werden können.

Ihr Nachdenken wird vergebens sein. Auch ihnen wird es nicht gelingen, zu ergründen, wie man 5 Mark 16 durch Postanweisung versenden kann, ohne daß ein Manko oder ein Ueberschuß in der Kasse bleibt.

Auch sie werden sich über dieses Rätsel keine Klarheit zu schaffen vermögen.

Dem menschlichen Können sind eben von der Natur Schranken gesetzt.

Wellingtons Pferd.

In der Schlacht bei Waterloo ritt der Herzog von Wellington siebzehn Stunden lang ein und dasselbe Pferd, einen schöngebauten, kastanienbraunen Wallach. Nach seiner Rückkehr nach England ließ der Feldherr auf seinem Landsitz einen Grasplatz einhegen, wo das Pferd seitdem in vollkommenster Behaglichkeit lebte. Es hatte einen bequemen Stall, eine üppige Weide und erhielt täglich zweimal Hafer, der in den letzten Lebensjahren des Tieres geschrotet wurde. Die Herzogin reichte ihm täglich ein Stück Brot, und dieser Beweis von Wohlwollen gewöhnte das Tier, sich jeder weiblichen Gestalt mit freundlichem Zutrauen zu nähern, was besonders nach dem Tode der Herzogin der Fall war. In seinen guten Tagen hatten sich begeisterte junge Frauen manches Haar aus seiner Mähne und seinem Schweif erbeten, um es in Medaillons und Ringe zu fassen und wie eine Reliquie sorgsam aufzubewahren. Im Jahre 1836 endlich starb das Tier, über siebenundzwanzig Jahre alt, nachdem es in letzter Zeit vor Alter schwach und hinfällig geworden war. Es wurde mit militärischen Ehren beerdigt, einige Tage später aber während der Nacht heimlich wieder ausgegraben und seiner Hufe beraubt, die der unentdeckte Täter wahrscheinlich als teures Andenken an den Herzog und sein Schlachtroß seinem Familienmuseum einverleibt hat.

Die „Philister".

Die Bezeichnung Philister, die die akademische Jugend so gerne den sich ihrem fröhlichen Treiben griesgrämig fernhaltenden oder demselben gar feindlich gegenüberstehenden Bürgersleuten angedeihen läßt, verdankt ihre erstmalige Anwendung in diesem Sinne einem Vorkommnisse, das sich im Jahre 1693 in Jena zugetragen. Gelegentlich eines Streites in dem vor dem Lobedaer Tore befindlichen Gasthofe „Zum goldenen Engel", bei dem eine Anzahl Jenenser Bürger mit den Musensöhnen in eine heftige Schlägerei gerieten, erlitt ein junger Student eine so schwere Verletzung, daß er schon nach wenigen Augenblicken sein Leben aushauchte. Dieses Ereignis gab dem Superintendenten Götze Veranlassung, am folgenden Sonntage von der Kanzel eine heftige Strafpredigt gegen jenes wüste Tun loszulassen, bei dem es, wie er sagte, zugegangen sei, wie schon in der heiligen Schrift im Buche der Richter, 16, 20 geschrieben stehe: „Philister über dir, Simson!" Diese Rede wurde von den über den Tod ihres Komilitonen heftig erbitterten Studenten nach Schluß des Gottesdienstes eifrig erörtert, und als der Abend hereinbrach, da eilten die Musensöhne Jenas durch die Gassen der Stadt mit dem Rufe: „Philister über dir, Simson!" Seit jenem Tage aber hat sich das Wort in der akademischen Welt eingebürgert und wird ihr auch für alle Zeiten erhalten bleiben.

— Standesgemäß. Frau Kommerzienrat Güldenpfoy (als der Hauslehrer sich über das Betragen ihres Sprößlings beklagt: „Gott — dieser Junge bringt mich noch frühzeitig ins Mausoleum!"